

ALFREDO COLITTO  
Das Geheimnis der Alchimistin



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Bologna 1311: Mondino de' Liuzzi, Arzt und Lehrer an der Universität, wartet eigentlich auf die Totengräber, die ihm die Leiche einer Hingerichteten für seine anatomischen Studien bringen sollen. Doch dann steht plötzlich einer von Mondinos Studenten vor der Tür, der junge Francesco Salimbene. In seinen Armen trägt er einen männlichen Leichnam. Und er enthüllt seinem schockierten Lehrer ein Geheimnis: Francescos wahrer Name ist Gerardo da Castalbretone, er gehört den Templern an und hält sich in Bologna verborgen, seit Papst Clemens V. verfügt hat, alle Mitglieder dieses Ordens zu verhaften. Auch bei dem Toten handelt es sich um einen Tempelritter, einen Mann namens Angelo da Piczano, den Gerardo bei sich aufgenommen hatte. Als Gerardo an diesem Abend nach Hause gekommen war, hatte er die grausam zugerichtete Leiche seines Gastes gefunden. Doch noch verstörender als der Mord ist die Tatsache, dass das Herz des Opfers offenbar in pures Eisen verwandelt wurde.

Mit Hilfe der schönen Araberin Adia, die aufgrund ihres Heilwissens als Hexe verschrien ist, versuchen Mondino und Gerardo das Rätsel zu lösen und den Mord aufzuklären. Doch dabei geraten sie selbst in tödliche Gefahr ...

### *Autor*

Alfredo Colitto lebt als freier Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber in Bologna, wo er auch kreatives Schreiben unterrichtet. Für »Das Geheimnis der Alchimistin«, erhielt er den »Premio Emilio Salgari« und für den zweiten Roman mit Medicus Mondino, »Die Bruderschaft des Feuers«, den »Premio Fedeli«. Weitere Informationen unter [alfredo-colitto.com](http://alfredo-colitto.com)

Von Alfredo Colitto außerdem lieferbar:

Die Bruderschaft des Feuers.  
Historischer Kriminalroman (Page & Turner)

Alfredo Colitto

---

Das Geheimnis  
der Alchimistin

Historischer  
Kriminalroman

Aus dem Italienischen  
von Katharina Schmidt  
und Barbara Neeb

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel »Cuore di ferro«  
bei Edizioni Piemme Spa, Casale Monferrato.

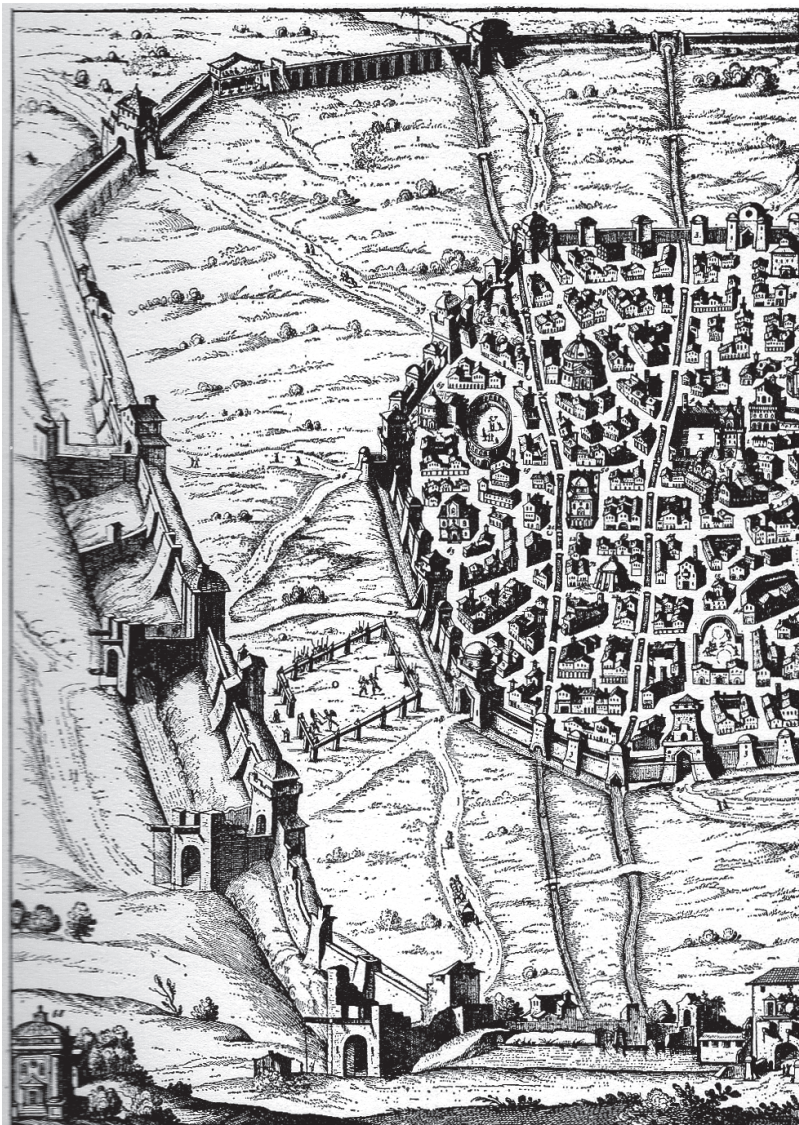


Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

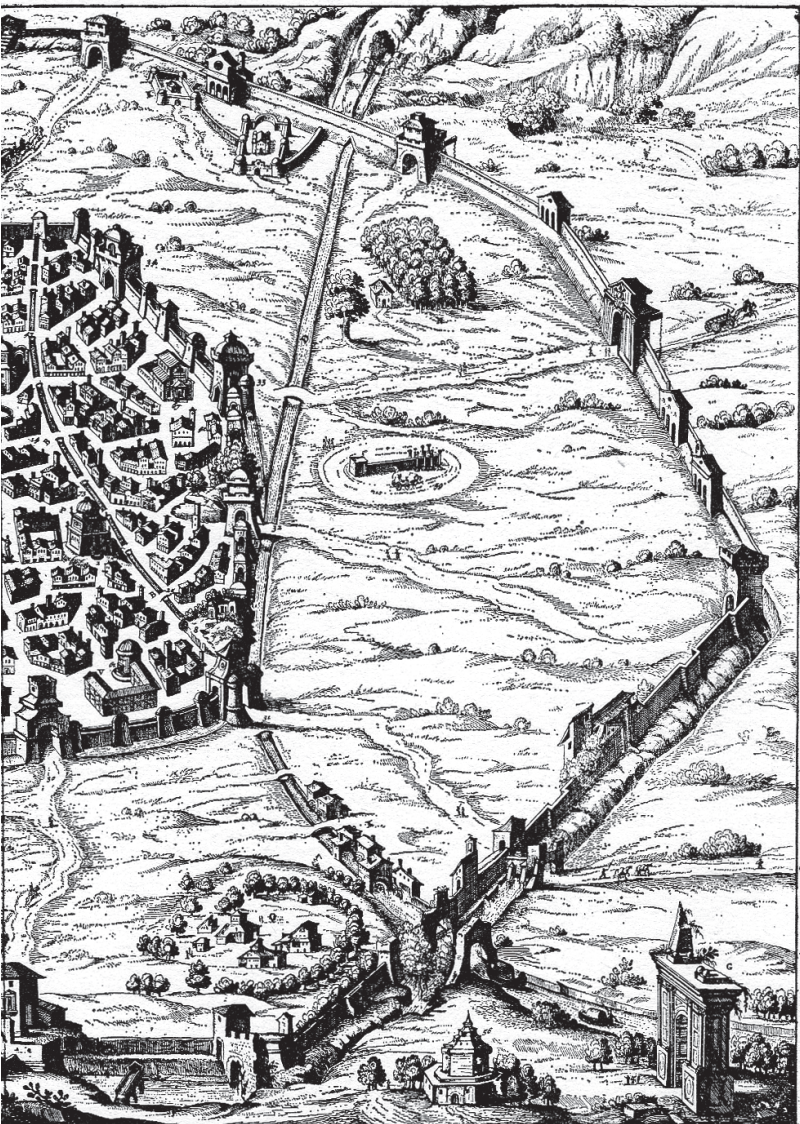
1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Dezember 2012  
Copyright © der Originalausgabe 2009  
by Edizioni Piemme Spa  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München  
Umschlagfoto: FinePic®, München  
Redaktion: Almut Werner  
BH · Herstellung: Str.  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-47861-3  
  
www.goldmann-verlag.de

MEINER MUTTER

In unendlicher Dankbarkeit



- |   |   |  |  |   |
|---|---|--|--|---|
| <p><b>ACQUE CORRENTI.</b><br/>         A. Agglio nel mare. B. Arona sopra l'Agglio.<br/>         C. Agglio. Canale condotto dal F. Agglio.<br/>         D. Arona. Canale di Arona coll' Agglio del Reno.<br/> <b>ACQUE CORRENTI.</b><br/>         E. Arona. In del Po.<br/>         F. Arona. In del Po.<br/> <b>ACQUE TRIONFALI.</b><br/>         G. Arona. In del Po.<br/>         H. Arona. In del Po.<br/>         I. Arona. In del Po.</p> | <p><b>BAGNI.</b><br/>         1. D'Agglio e di Arona. In del Po.<br/>         2. D'Arona e di Arona.<br/> <b>BOSCHI.</b><br/>         L. Di D'Arona e di Arona.<br/>         M. Di D'Arona e di Arona.<br/>         N. Di D'Arona e di Arona.<br/> <b>CASPI.</b><br/>         O. Campo di Arona e di Arona.<br/>         P. Campo di Arona e di Arona.<br/>         Q. Campo di Arona e di Arona.</p> | <p><b>COLONNE E STATUE.</b><br/>         R. Statua di Arona.<br/> <b>EDIFICI PUBLICI.</b><br/>         T. Arona.<br/>         U. Arona.<br/>         V. Arona.<br/>         W. Arona.<br/>         X. Arona.<br/>         Y. Arona.<br/>         Z. Arona.</p> | <p><b>MONTICELLI.</b><br/>         1. Campagna.<br/>         2. Palazzo di Arona.<br/>         3. Palazzo di Arona.<br/>         4. Palazzo di Arona.<br/>         5. Palazzo di Arona.<br/>         6. Palazzo di Arona.<br/>         7. Palazzo di Arona.<br/>         8. Palazzo di Arona.<br/>         9. Palazzo di Arona.<br/>         10. Palazzo di Arona.<br/>         11. Palazzo di Arona.<br/>         12. Palazzo di Arona.<br/>         13. Palazzo di Arona.<br/>         14. Palazzo di Arona.<br/>         15. Palazzo di Arona.<br/>         16. Palazzo di Arona.<br/>         17. Palazzo di Arona.<br/>         18. Palazzo di Arona.<br/>         19. Palazzo di Arona.<br/>         20. Palazzo di Arona.</p> | <p><b>FEL</b><br/> <b>BON</b><br/> <b>ANT</b><br/>         Descrittae Ordine<br/>         Phil. et M.D.</p> |
|---|---|--|--|---|



S I N A,  
re  
ONIA  
IOVA,  
a Mont-Albanu  
Coll. Fr. P. sic.

**PIAZZE.**  
20. *Foto Maggiore, o Piazza Doro-  
troja.*  
21. *Foto mercato, hora il Mercato  
di mercè.*  
22. *Foto cattedrale, hora detto Doro,  
Doro.*  
23. *Foto fora di S. Agata, Doro  
hora di S. Romano.*  
24. 25. *Foto Tana fora di Tuffon  
fora della Città, o Doro  
della Pila.*

**FORTI DELLA CITTÀ.**  
26. *Foto Maggiore.*  
27. *Foto, o del Arco.*  
28. *Sigaria.* | 29. *Giannina.*  
30. *Trojanella, & di Gualtera.*  
31. *Pisella.*  
32. *Miffina, o poi Retia.*  
33. *Gianna.*  
34. *Milana, o poi Cofa Saffia.*  
35. *Storreye.*  
36. *Sanctuario.*  
37. *Storria, o di Gioia.*

**STRADE PARTICOLARI.**  
38. *Via Apollonia.* | 39. *Apollonia.*  
40. *Anno.* | 41. *Marconi.* | 42. *Costoria.*  
43. *Carbia.* | 44. *Castellana.* | 45. *Castellana.*  
46. *Castellana.* | 47. *Lama.* | 48. *Lama.*  
49. *Lama.* | 50. *Mila.*  
51. *Palaria.* | 52. *Agaria.*  
53. *Valera.* | 54. *Valera.*  
55. *Spalacera, dove le altre vie col-  
lano della Pila.*  
**STRADUCCE.**  
56. *Di Confina Imperatore.*

**TORRELLI.**  
57. *Torre Maggiore di S. Marcella.*  
58. *Torre di S. Maria.* | 59. *Casa Apollonia.*  
**TEMPLI.**  
60. *Di S. Agata.* | 61. *Di S. Agata.*  
62. *Di S. Agata.* | 63. *Di S. Agata.*  
64. *Di S. Agata.* | 65. *Di S. Agata.*  
66. *Di S. Agata.* | 67. *Di S. Agata.*  
68. *Di S. Agata.* | 69. *Di S. Agata.*  
70. *Di S. Agata.* | 71. *Di S. Agata.*  
72. *Di S. Agata.* | 73. *Di S. Agata.*





## PROLOG

*Messere,*

*am zwölften Januar im Jahre des Herrn 1305 wart Ibr gemeinsam mit anderen Tempelrittern an einer äußerst grausamen Handlung gegen einen unschuldigen Menschen beteiligt. Dies in der Hoffnung, ihm ein Geheimnis zu entreißen, durch das Ibr neben unendlichen Reichtümern auch Unsterblichkeit erlangen könntet.*

*Obwohl Ibr nicht einmal sicher wart, dass sich der Mann im Besitz dieses Geheimnisses befand, habt Ibr ihn auf das Grausamste gequält und schließlich getötet, ohne ihn zu einem Geständnis bewegen zu können. Die Tatsache, dass es sich dabei keineswegs um einen sarazenischen Glaubensfeind, sondern um einen Christenmenschen wie Euch selbst handelte, hat Euch nicht genügt, Eure Hand zurückzuhalten.*

*Eure Tat widert mich an, aber dies ist nicht der Grund für mein Schreiben.*

*Das von Euch so begehrte Geheimnis befindet sich nun in Italien, in der Stadt Bologna. Auch ich wünsche mich seiner zu bemächtigen, doch dazu benötige ich Hilfe. Und bevor ich versuche, andere Helfer, die sich als unentschlossen und unzuverlässig erweisen könnten, von seiner Existenz zu überzeugen, wende ich mich lieber an Euch, der Ibr bereits ohne Zögern getötet habt, um es in Euren Besitz zu bringen.*

*Sollte mein Vorschlag Euch interessieren, findet Euch am Sonnabend, den ersten Mai 1311 nach der Vesper vor dem Ölberg des Ortes ein, der hier »Sancta Hierusalem Bononiensis«*

*genannt wird. Dort werde ich Euch erklären, was ich von Euch im Gegenzug für das, was ich Euch anbiete, haben möchte.*

*Betrachtet den Gegenstand, den Ihr diesem Brief beigelegt findet, als Beweis meiner Glaubwürdigkeit.*

*In treuem Glauben*

*Ein Freund*

Im Herbst 1310 erhielten in Neapel, Zypern und Toledo drei Tempelritter je eine Abschrift dieses in fehlerlosem Latein verfassten Briefes. Die Schreiben unterschieden sich lediglich in Bezug auf Ort und Tag der Verabredung.

Sie reagierten erstaunt und besorgt. Jeder der drei wusste, auf welches Ereignis sich der geheimnisvolle »Freund« bezog. Deshalb waren sie geneigt, nicht an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln – zumal jeder von ihnen mit dem Pergament auch einen in schwarze Seide gewickelten Gegenstand erhielt, der die abstoßende Faszination einer Schlange besaß: ein skelettierter menschlicher Finger, von einem Netz aus Blutgefäßen bedeckt, jedoch ohne Haut oder Nagel.

Die Adern waren kalt, hart und dunkel, ein Geflecht aus Metallfäden.

Der betreffende Gegenstand konnte eigentlich nur die Arbeit eines äußerst geschickten Handwerkers sein, der einen menschlichen Knochen mit Eisen überzogen hatte. Doch seine unglaubliche Originaltreue ließ den Betrachter vermuten, dass es sich um einen echten Finger handelte, der sich in Eisen verwandelt hatte, und nicht um eine kunstreiche Arbeit.

Die drei Ritter konnten nicht wissen, dass sie alle den gleichen Brief erhalten hatten. Doch jeder von ihnen beschloss für sich, dass er unter allen Umständen herausfinden musste, ob der Absender die Wahrheit sagte. Falls jemand in der Lage war, menschliches Blut in Eisen zu verwandeln, konnte er es wahrscheinlich auch in Gold verwandeln.

Und Blut, das sich in Gold verwandelte, war ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Erlangung der unendlichen Macht über Leben und Tod, nach der sie alle strebten.

Dieses Geheimnis, dem sie jahrelang nachgejagt waren und das sie für immer verloren geglaubt hatten, war wie aus dem Nichts wieder aufgetaucht, um sie erneut zu versuchen. Doch es galt, vorsichtig zu sein. In Bologna war wie in den meisten europäischen Städten nach dem Willen von Philipp dem Schönen und bestätigt von Papst Clemens V. ein Prozess gegen die Tempelritter im Gange.

Als Kaufmann, Pilger oder Söldner verkleidet, machten sich die Ritter auf den Weg. Eines war ihnen allen klar: Derjenige, der den Brief geschickt hatte, wusste zu viel und musste auf jeden Fall ausgelöscht werden.



## EINS

Mondino de' Liuzzi sah den Brand. Er hörte auch das Prasseln der Flammen und wie ein Dachbalken mit einem dumpfen Knall zusammenstürzte. Auf der Straße war so viel Betrieb, als wäre es heller Tag: Männer, Frauen und Kinder, die sich hastig angezogen hatten. Alle brüllten, um den Lärm zu übertönen. Vom großen Brunnen hinter der Kirche Sant'Antonino und denen der umliegenden Häuser holten die Frauen einen Eimer Wasser nach dem anderen herauf, während die Männer eine Kette bildeten, die bis zum obersten Stockwerk des Gebäudes reichte, aus dem die Flammen hochschlugen. Das unentwegte Quietschen der Brunnenrollen mischte sich in ihr Geschrei.

Mondino blieb nicht stehen, um zu helfen, und vernachlässigte damit gleich zweifach seine Pflicht – einmal als Bürger der Stadt und dann als Nachbar und Bewohner des Viertels. Doch er hatte in dieser Nacht anderes vor. Die Männer, die er erwartete, mussten sich rasch und ungesehen ihrer Last entledigen. Wahrscheinlich hatten sie sich in einem Hauseingang verborgen, aber dort konnten sie nicht lange bleiben, bei all dem Volk auf der Gasse. Er legte hastig die kurze Wegstrecke zurück, die ihn von der Medizinschule trennte, wobei er sich im Schatten der Bogengänge hielt, um nicht erkannt zu werden. Niemand aus seinem Bekanntenkreis hätte es riskiert, nachts ohne Begleitung das Haus zu verlassen. Aber selbst dann hätte er sich in der Straßenmitte gehalten. Ganz gewiss wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, durch die abgrundtiefen Schatten der Bogen-

gänge zu laufen. Mondino war groß und kräftiger, als es seine magere Gestalt vermuten ließ, doch Körperkraft zählte wenig gegen zwei oder drei mit Dolchen bewaffnete Schurken. Wie so oft, wenn er an die Gefahren dachte, die er für seine Liebe zur Wissenschaft eingehen musste, stieg Wut in ihm auf, und er ballte die Fäuste.

Während auf der Straße eine ganze Familie vorbeihastete, die mit ihren Eimern löschen helfen wollte, blieb er reglos hinter einer Säule stehen. Der Ehemann lief an ihm vorbei, ohne sich nach ihm umzudrehen, ebenso die drei Söhne, die barfuß durch den tiefen Schlamm stapften. Die Ehefrau, braunhaarig und aufreizend, schien seine Gegenwart jedoch zu spüren – sie wandte sich um und starrte in die Dunkelheit. Als sie ihn bemerkte, öffnete sie den Mund, um zu schreien. Mondino tat das einzig Mögliche: Er trat aus der Dunkelheit in den Halbschatten und legte einen Finger auf den Mund. Seine breite Stirn, der hochaufgeschossene, schlanke Körper, die grünen Augen und die kastanienbraunen gewellten Haare, die er nicht zu lang und nicht zu kurz trug, wirkten meist vertrauenerweckend auf das andere Geschlecht. Und er hoffte, dass es auch dieses Mal funktionieren würde.

Eine kleine, fette Alte – wahrscheinlich ihre Mutter oder Schwiegermutter –, deren runder Kopf in eine graue Haube gehüllt war, eilte an der Braunhaarigen vorbei und packte sie am Arm. Dabei zischte sie so etwas wie »Du liederliche Dirne« und zerrte sie weiter.

Mondino legte noch einen halben Häuserblock zurück, untersuchte forschend jeden Schatten und zog, als er vor der Schule stand, einen großen Schlüssel unter seinem Gewand hervor. Er steckte ihn ins Schloss, trat ein und zog die Tür hinter sich zu.

Im Dunklen hantierte er mit Zünder und Feuerstein, zündete schließlich die Kerze an, die immer auf einem Brett ne-

ben der Tür lag. Dann ging er durch die leeren Bankreihen und hielt die Flamme an die Dochte der Öllampen an den vier Ecken des Seziertischs. Für das, was er vorhatte, musste er alles genau erkennen können. Er holte eine Säge aus dem Trog und zwei Chirurgenmesser, ein langes und ein kurzes, und begann, die Klinge des längeren zu wetzen, während er sich bemühte, nicht auf die Schreie und die Geräusche des Brandes zu achten. Mondino versuchte, sich auf das Schaben des Messers über den gut gefetteten Lederriemen zu konzentrieren, aber es gelang ihm nicht. Er hoffte nur, dass es keine Toten oder Verletzten gab.

Plötzlich ertönte ein erregtes Klopfen an der Tür, drei- oder viermal hintereinander. Mondino seufzte erleichtert, legte das Messer weg und ging hin, um zu öffnen.

Als er jedoch seinen Schüler Francesco Salimbene vor sich sah, der vollkommen verstört wirkte, blieb Mondino der Mund vor Überraschung weit offen stehen. Salimbenes Kopf war unbedeckt, die langen schwarzen Haare schmutzig, das Gesicht voller Schweißperlen, und in seinen blauen Augen leuchtete der Wahnsinn. Selbst im schwachen Schein der Öllampen sah man die Blutflecken auf seinem knielangen Gewand und den schwarzen besohnten Beinlingen. Mondino richtete den Blick auf den Mann, den Francesco um die Taille gepackt hielt, und bemerkte, dass es sich um einen Toten handelte. Bevor er irgendeine Reaktion zeigen konnte, stieß ihn der junge Mann jedoch bereits zurück und verschaffte sich mit Gewalt Zutritt ins Innere der Schule. Sobald er eingetreten war, schlug er die Tür mit der freien Hand hinter sich zu.

»Ich bitte Euch, Magister, schreit nicht«, sagte er, während er die Leiche vorsichtig auf dem Marmortisch ablegte. »Ich werde Euch alles erklären.«

Mondino nutzte diesen Moment, um zu dem Pult mit der geneigten Platte zu eilen, auf dem er das Messer abgelegt hatte.

Er packte es entschlossen und stellte sich zwischen den jungen Mann und die Tür. Als er einen Blick auf den Toten auf dem Seziertisch warf, fiel ihm auf, dass dessen Arme verstümmelt waren – jemand hatte die Hände am Gelenk abgetrennt – und dass sein Gewand über der Brust blutgetränkt war.

»Ich habe nicht geschrien«, sagte er. »Aber ich habe auch nicht die Absicht, einen Mord zu decken. Erkläre mir also bitte, was mein schlechtester Schüler hier bei mir mit einer Leiche im Arm zu suchen hat. Dann werden wir die Häscher rufen und die Angelegenheit nach dem Gesetz regeln.«

»Dieser Mann, Angelo da Piczano«, sagte der andere, während er sich umdrehte und furchtlos das auf ihn gerichtete Messer betrachtete, »wurde auf schreckliche Weise getötet. Es scheinen Zauberkünste und ein Pakt mit dem Bösen im Spiel gewesen zu sein.«

»Hast du ihn getötet?«

Der junge Mann breitete entsetzt die Arme aus. »Natürlich nicht. Glaubt Ihr wirklich, dass ich dann zu Euch gekommen wäre, um Euch um Hilfe zu bitten?«

Das schwache Licht der Öllampen ließ seine Augen jetzt eher schwarz als blau aussehen. Mondino befürchtete, Salimbene lauerte nur darauf, dass er einen Moment nicht aufpasste, um dann zu versuchen, ihn zu entwaffnen. Sollte dem tatsächlich so sein, dann würde er aber am eigenen Leib erfahren, dass ein Arzt vielleicht besser als ein Soldat wusste, wie und wo er sein Messer im Fleisch versenken musste.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich dir helfen werde«, meinte er ausdruckslos. »Fahr fort.«

»Ich kann Euch nicht alles erklären, Meister«, sagte der junge Mann. »Trotzdem bitte ich Euch, mir zu vertrauen und mir zu helfen, die Leiche dieses Mannes verschwinden zu lassen. Wenn die Inquisitoren sie finden, könnten viele Unschuldige darunter zu leiden haben.«



Mondino konnte kaum glauben, dass jemand so viel Dreistigkeit besaß. »Merkst du eigentlich, was du da von mir verlangst? Beweise für einen Mord verschwinden zu lassen ist ein schweres Vergehen. Und einen Mörder zu decken ein noch schwereres. Wenn du glaubst, ich sei bereit, dir zu helfen, irrst du dich gewaltig.«

»Also glaubt Ihr wirklich, ich hätte ihn getötet?«

In Salimbenes Stimme lag unendliche Traurigkeit, doch Mondino ließ sich davon nicht rühren. »Das ist die logischste Annahme, ja. Und um mich vom Gegenteil zu überzeugen, braucht es etwas mehr als ein einfaches ›Bitte vertraut mir‹.«

Mondino empfand zwar keine Angst vor seinem Schüler, dennoch war es unsinnig, überflüssige Risiken einzugehen. Am besten versuchte er, Zeit zu gewinnen. Bald würden die Totengräber mit der Leiche kommen, die er angefordert hatte. Er würde einen von ihnen schicken, um die Wachen zu holen, und alles käme zu seinem guten Ende. Er musste bis dahin einfach nur immer weiter mit Salimbene reden.

»Ich werde Euch so viel sagen«, meinte der junge Mann nach kurzem Zögern. »Ich heiße nicht Francesco Salimbene, sondern Gerardo da Castelbretonne. Und diesem Mann hier schuldeten Sie Hilfe und Schutz, so wie er mir. Ich hätte ihm niemals etwas angetan.«

»Ist er mit dir verwandt?«

»Nein, warum?«

Der Arzt betrachtete den Toten. Er war um die vierzig, ein kräftiger Mann mit hartem Gesichtsausdruck, der ihn selbst im Tod nicht verlassen hatte. Er war nur mit einer Tunika bekleidet und trug weder einen Gürtel noch ein Obergewand.

»Weil er dir ähnlich sieht. Aber es ist mehr eine Ähnlichkeit des Wesens als der Gesichtszüge.«

Gerardo da Castelbretonne, falls er denn wirklich so hieß, schien mit sich zu kämpfen. Dann lächelte er bitter und zuckte

mit den Schultern. »Ihr habt ein scharfes Auge, Magister. Nein, er ist nicht mit mir verwandt. Doch zwischen uns herrscht eine ebenso tiefe Bindung, als wären wir Brüder. Ich bin ein Armer Ritter Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem, genau wie er einer war. Dies muss die Ähnlichkeit sein, die Ihr zwischen uns bemerkt habt.«

Es folgte ein Moment des Schweigens, in dem Mondino die Nachricht in sich aufnahm, bevor er herausplatzte: »Du bist also ein Tempelritter! Deshalb benutzt du einen falschen Namen, lernst nicht und besuchst meine Stunden nur zum Zeitvertreib. Du gibst dich als Student aus, um dich der Verhaftung und dem Prozess gegen deinen Orden zu entziehen!« Mondino war so aufgebracht, dass er, das Messer schwingend, einen halben Schritt auf den jungen Mann zuing. »Und jetzt hast du beschlossen, aufrichtig zu mir zu sein, weil du Hilfe brauchst. Aber da hast du dich verrechnet. Die Streitigkeiten der Kirche interessieren mich nicht.«

Gerardo hob beschwichtigend beide Hände. »Bitte hört mich erst an, bevor Ihr eine Entscheidung trefft.«

»Rede«, sagte Mondino, ohne das Messer zu senken.

Der junge Mann erklärte, Angelo da Piczano sei ein Mitbruder, der sich der Verhaftungswelle durch Papst Clemens V. auf Betreiben des Königs von Frankreich, Philipp des Schönen, hatte entziehen können und nach Neapel geflüchtet war. Sie hatten einander in Ravenna kennen gelernt, wo Gerardo seine Lehrzeit absolvierte, um in den Orden aufgenommen zu werden, und hatten trotz des Altersunterschiedes Freundschaft geschlossen. Vor vier Monaten hatte Angelo ihm geschrieben, dass er wegen dringender Angelegenheiten nach Bologna kommen müsse, natürlich inkognito, und ihn um einige Tage Gastfreundschaft gebeten.

»Ich habe ihm geantwortet, meine Unterkunft stünde ihm zur Verfügung, und so ist er vor fünf Tagen hier eingetroffen.«

»Hat er dir erzählt, welche Angelegenheiten ihn in unsere Stadt führten?«, fragte Mondino. Gegen seinen Willen begann ihn die Angelegenheit zu interessieren. Er hatte zwar nicht verstanden, was der junge Mann mit seiner Bemerkung von einem Pakt mit dem Bösen gemeint hatte, doch allein die verstümmelten Arme der Leiche waren ein deutliches Zeichen dafür, dass der Templer nicht in irgendeiner Wirtshausschlägerei umgekommen war oder bei einem Raubüberfall.

»Nein, und ich habe ihn auch nicht gefragt«, antwortete Gerardo. »Es sind schwierige Zeiten für uns. Und je weniger einer vom anderen weiß, desto besser.«

Mondino nickte, worauf der junge Mann in aller Kürze seine Geschichte zu Ende erzählte. An diesem Abend hatte ihn Angelo gebeten, ihm die Wohnung allein zu überlassen. Er musste sich mit jemandem treffen und wagte es nicht, sich an einem anderen Ort in der Stadt zu verabreden, weil er eine Falle fürchtete. Gerardo hatte ihm erklärt, wie er bei Gefahr über die Dächer fliehen könnte, dann hatte er in einer Schänke beim Mercato di Mezzo zu Abend gegessen und sein Möglichstes versucht, um sich den Angeboten der Dirnen zu entziehen, ohne zu offenbaren, dass er ein Mönch war.

»Angelo hat mir gesagt, dass ihn dieses Treffen nicht lange aufhalten würde und ich nach dem Komplet zurückkehren könne«, fuhr Gerardo fort, wandte sich kurz um und ließ seine Augen über den Toten gleiten. »Als ich in die Wohnung zurückkam, habe ich ihn dort tot auf meinem Bett gefunden. Doch mir blieb nicht einmal die Zeit, Grauen über den Frevel zu empfinden, den man seinem Körper angetan hatte, denn die Schergen der Inquisition klopften bereits an meine Tür. Wahrscheinlich waren sie von der gleichen Person gerufen worden, die Angelo getötet hatte. In diesem Moment wusste ich nur eines: Sie durften ihn nicht in diesem Zustand finden. Also

habe ich Feuer gelegt, um sie abzulenken, habe ihn gepackt und bin mit ihm über die Dächer geflohen.«

»Und dann ist dir nichts Besseres eingefallen, als hierherzukommen und mich mit solchen Schwierigkeiten zu beglücken«, meinte Mondino ironisch; er konnte seine Wut kaum zügeln.

Gerardo hatte also den Brand gelegt. Auch dafür würde er sich verantworten müssen. Inzwischen hörte man nur noch vereinzelte Schreie, ein Zeichen, dass die Flammen besiegt waren. Das bedeutete, dass auch die Totengräber gleich kommen mussten.

»Ich dachte eigentlich nicht, Euch zu dieser Stunde hier anzutreffen, Meister«, sagte der Tempelritter. »Aber als ich das Licht unter der Tür sah, beschloss ich anzuklopfen.«

»Du lügst! Jeder meiner Studenten weiß, dass ich oft nachts hierherkomme, um ohne großes Aufsehen meine anatomischen Versuche durchzuführen.«

Der junge Mann nickte und gestand damit ein, dass er gerade gelogen hatte. »Die Häscher der Inquisition suchen nach mir und hätten wohl nicht lange gebraucht, um mich zu finden, wenn ich durch die Leiche meines Freundes behindert durch die Straßen geirrt wäre. Ich brauchte Hilfe.«

Mondino musste an seinen Onkel Liuzzo denken, der ihm seit langem prophezeite, dass ihn seine Gewohnheit, nachts in ihre Medizinschule zu gehen, um dort Leichen zu sezieren, früher oder später ins Unglück stürzen würde. Doch Liuzzo hatte dabei vor allem an die Möglichkeit gedacht, dass ihn irgendein Schurke auf dem Weg dorthin überfallen könnte, weil Mondino darauf beharrte, allein aus dem Haus zu gehen, ohne den roten Talar der Ärzte als Schutz zu tragen oder sich von einem Diener begleiten zu lassen. Dass sein Neffe jedoch in eine solche Situation kommen würde, wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

»Warum hast du ihn nicht dort liegen gelassen, als du die

Wohnung in Brand gesteckt hast?«, fragte Mondino misstrauisch. »Dann hätte der Inquisitor nur eine verkohlte unkenntliche Leiche gefunden und du wärst nicht unglaubliche Risiken eingegangen, um ihn mit dir herumzuschleppen.«

Gerardo wandte ihm den Rücken zu und starrte stumm auf den Toten auf dem Marmortisch. Ein Windhauch ließ die Flammen der Lampen flackern, und einen kurzen Moment wirkte es durch die tanzenden Schatten, als hätte Angelo da Piczanos Körper sich bewegt. Unwillkürlich wich Mondino einen Schritt zurück.

»Antworte mir, Templer«, rief er, wütend darüber, dass er sich so erschreckt hatte. Es fiel ihm immer noch schwer, seinen Schüler Gerardo zu nennen. Das Gesicht, die langen Haare, die blauen Augen, der kräftige, gut proportionierte Körperbau, all das verband er in seinem Kopf mit einem Bild, dem er dem Namen Francesco Salimbene aus Imola gegeben hatte. Und nun wehrte er sich gegen die Vorstellung, ihn anders nennen zu müssen.

»Möglicherweise wäre er nicht vollständig verbrannt«, antwortete Gerardo, ohne sich umzudrehen. »Und seine Überreste hätten unserem Orden schweren Schaden zufügen können. Denn durch sie wäre die Beschuldigung, wir würden den Teufel anbeten, die man gegen uns erhebt, gestärkt worden.«

Gerardo deutete zum zweiten Mal an, dass schwarze Magie im Spiel gewesen sein könnte, doch an dem Toten auf dem Tisch fiel bis auf die abgeschnittenen Hände nichts Seltsames auf. Das Gesicht zeigte eher Erstaunen als Todesangst. Ein wenig getrocknetes Blut im Nacken zwischen den kurzen Haaren verriet, dass man ihn von hinten niedergeschlagen hatte.

»Also«, meinte Mondino, »du hast diesen Mann nackt und tot in deiner Wohnung gefunden. Du hast ihm etwas übergezogen, hast Feuer gelegt und bist geflohen. Wie wolltest du dich seiner entledigen?«

Gerardo riss verblüfft den Mund auf. »Woher könnt Ihr wissen, dass er nackt war?« Dann nickte er. »Ach natürlich. Das Gewand.«

Der Umstand, dass der andere sich so schnell von seiner Überraschung erholte, verärgerte den Arzt ein wenig. Doch das war nicht der richtige Zeitpunkt, um über solche Nichtigkeiten nachzudenken. Er musste weiter mit Gerardo reden und darauf hoffen, dass die Totengräber bald kamen.

»Ja, genau, das Gewand«, sagte Mondino. »Es ist zwar blutbefleckt, aber nicht zerrissen, ein Zeichen dafür, dass man ihm die Wunde an der Brust zugefügt hat, nachdem man ihn entkleidet hatte. Und vielleicht«, fuhr er fort und trat ein wenig zur Seite, um die Leiche genauer zu betrachten, »auch nachdem er schon tot oder zumindest durch den Schlag auf den Kopf bewusstlos war.«

»Euer Scharfblick wird Eurem Ruf gerecht«, sagte Gerardo. »Ihr wisst alles, obwohl Ihr selbst nicht dabei wart.«

Gegen seinen Willen empfand Mondino Genugtuung über dieses Kompliment, denn er spürte, dass es ehrlich gemeint war, und tadelte sich gleich darauf stumm. Eitelkeit gehörte zu seinen größten Fehlern.

»Du hast auf einen Pakt mit dem Teufel angespielt«, sagte er. »Was ist so merkwürdig an dieser Verletzung?«

Gerardo drehte sich um und sah ihn an. Sein Blick schwankte zwischen Angst und Entschlossenheit. »Seht selbst, Magister.«

Mit schnellen, aber respektvollen Bewegungen hob er den Oberkörper des Toten an und zog ihm die Tunika über den Kopf. Sobald Mondino die Wunde an der Brust sah, steigerte sich sein Interesse ins Unermessliche. Er bat Gerardo, sich zwischen die Bänke des Hörsaals zurückzuziehen und näherte sich, ihn stets im Auge behaltend, dem Tisch. Über den Toten gebeugt zog er mit dem Finger die Ränder der Wunde auf der kalten Haut nach.

»Wer dies getan hat, weiß genau, wie er Knochen und Fleisch zerteilen muss«, sagte er dann mit Bestimmtheit. »Ich habe tagelange Versuche benötigt, bis mir ein so sauberer Schnitt gelang.«

Das Brustbein war der Länge nach durchgesägt und die Rippen unter der schwarz verfärbten Haut an den Seiten gebrochen. Links befand sich ein kleines dreieckiges Loch. Nachdem er sein Opfer durch den Schlag auf den Kopf betäubt hatte, musste der Mörder ihm mit einem Pfriem oder einem Stilett das Herz durchbohrt haben, bevor er sich ans Werk gemacht hatte. Der Oberkörper des Mannes wirkte wie ein kleiner Schrein, bei dem man nur die Türflügel öffnen musste, um zu sehen, was er enthielt.

»Ich habe seinen Brustkorb geschlossen«, sagte Gerardo und bestätigte damit Mondinos Überlegungen. »Als ich ihn ausgestreckt auf meinem Bett gefunden habe, war er geöffnet und wirkte wie ein obszöner Schlund. Und da drinnen ...«

Er verstummte, überwältigt von einem Gefühl, das ebenso gut Schrecken oder Schmerz sein konnte. Mondino vergaß die Totengräber, die gleich kommen mussten und den Umstand, dass Gerardo gefährlich war und gesucht wurde. Jetzt wollte er nur noch eines: das Geheimnis dieses toten Tempelritters ergründen. Er schob die Ärmel seines Gewandes bis zu den Ellenbogen hinauf und zog mit den Fingern die Ränder der Wunde auseinander. In seinem Kopf erschien das Bild eines Tabernakels. Entschieden verjagte er jedoch diesen blasphemischen Gedanken, obwohl ihn eine Eingebung durchzuckte, dass dies genau die Absicht des Mörders gewesen sein könnte: Indem er aus der Brust seines Opfers ein Tabernakel aus Fleisch und Knochen errichtete, wollte er den Glauben an Gott verhöhnen.

Das genügte. Er durfte nicht länger zögern. In diesem unnatürlichen Schweigen, in dem jedes Rascheln der Gewän-

der so laut wie ein Peitschenhieb zu klingen schien, drückte Mondino die Ränder der Wunde auseinander und öffnete die beiden Flügel aus Fleisch an der Brust.

Als er in den Körper blickte, stieß er einen Schreckensschrei aus, der in dem leeren Hörsaal noch furchterregender klang, und wich instinktiv zurück.

Dann hob er den Blick und starrte zu Gerardo hinüber, der hinter dem Pult stehen geblieben war, als wäre dies eine ganz normale Anatomiestunde. In den blauen Augen seines Schülers lag jedoch kein Spott; er sah seinen Lehrer nur mitfühlend an, als wüsste er genau, was Mondino gerade empfand.

Mondino wollte etwas sagen, doch das Grauen lähmte seine Stimmbänder. Er rang mühsam um Selbstherrschaft, näherte sich dem Tisch und sah sich von neuem diesen gemarterten Körper an. Dieses Mal gab er der Versuchung nicht nach, die Augen abzuwenden. Das, was er zwischen dem getrockneten Blut und den zerschmetterten Knochen erblickte, raubte ihm den Atem, doch es beruhigte ihn irgendwie auch. Das Ganze war schrecklich, aber in gewisser Weise erklärbar.

»Jemand hat sich einen grausamen Scherz mit diesem Unglückseligen erlaubt«, sagte er in krampfhaft gelassenem Ton. »Und ich stimme dir zu, dass man unwillkürlich an einen Pakt mit dem Teufel denken muss, wenn ein menschlicher Körper so geschändet wird. Der Mörder hat das Herz des Toten entfernt und den Brustkorb des Toten in ein blasphemisches Tabernakel verwandeln wollen, indem er anstelle des Kelchs mit den geweihten Hostien die eiserne Nachbildung eines Herzens eingesetzt hat.«

»Das ist keine Nachbildung«, sagte Gerardo so leise, dass Mondino schon dachte, er habe sich verhört.

»Wie?«

»Das Herz. Es ist keine Nachbildung. Seht genauer hin.«

Mondino schaute noch einmal in den weit geöffneten Brust-



korb, und nun sah er ganz deutlich, was ihm eigentlich schon vorher aufgefallen war, was er aber aus seinem Kopf verbannt hatte, weil er keine Erklärung dafür gefunden hatte: Dieses Herz in der Brust von Angelo da Piczano war ein echtes menschliches Herz, das jemand in einen Metallblock verwandelt hatte.

Es konnte gar nicht anders sein angesichts der Genauigkeit, mit der es sich nahtlos mit den Arterien und Venen zusammenfügte, die es wiederum mit den anderen Organen verbanden. Man sah weder Übergänge noch Verbindungsstücke.

Diese Arbeit spiegelte mehr eine göttliche als eine menschliche Perfektion wider, wenn auch eine abartige, weil sie dem Tod und nicht dem Leben zugewandt war. In diesem Augenblick glaubte Mondino tatsächlich, ein Werk des Bösen vor sich zu haben.

Er wandte sich Gerardo zu. All die Sicherheit, die ihn zuvor durchströmt hatte, war jetzt versiegt; seine ausgetrocknete Kehle hinderte ihn am Sprechen. Mit hastigen Bewegungen stellte er die vier Öllampen näher an den Tisch heran. Er musste besser sehen. Musste wissen. Nachdenken. Dass er eigentlich Gerardo hatte im Auge behalten wollen, vergaß Mondino vollkommen – sein Blick galt nur noch diesem geöffneten Brustkorb mit dem getrockneten Blut, den zum Stillstand gekommenen, leblosen Organen und diesem in eine Ungeheuerlichkeit verwandelten Herzen.

Mondino war sicher, dass diese grässliche Inszenierung von der Hand eines Menschen und nicht von einer überirdischen Macht stammte. Auf den Knochen des Brustkorbs sah man deutlich Spuren von den Zähnen eines Sägeblatts, und soweit er wusste, bediente sich Satan keiner so gewöhnlichen Mittel. Doch der Mörder musste zweifellos vom Teufel zu seiner Tat getrieben worden sein. Warum hatte er dies getan? Was hoffte er damit zu bewirken?

Mondino hob plötzlich den Kopf, weil er fürchtete, Gerardo könnte seine geistige Abwesenheit nutzen, um ihn zu überwältigen. Doch der junge Mann hatte sich nicht von der Stelle bewegt. Er starrte ihn an, die Hände auf das Pult mit der geneigten Platte gestützt, auf dem der Arzt sonst seine Abschriften der Lehrbücher oder Papier für Aufzeichnungen ablegte.

»Ich habe nicht die Absicht, etwas gegen Euch zu unternehmen, Meister«, sagte der junge Mann, als hätte er Mondinos Gedanken gelesen. »Wenn ich dies gewollt hätte, wäret Ihr schon längst entwaflnet und überwältigt.«

»Versuch es nur, und du wirst eine Überraschung erleben«, erwiderte Mondino, aber er klang keineswegs feindselig.

Seine ganze Aufmerksamkeit war von einem Gedanken erfüllt, der seine Seele vor Neugier und Furcht erbeben ließ. Seinem wissenschaftlichen Verstand war klar, dass der Verwandlung von Angelo da Piczanos Herzen nicht irgendein nebulöser Hexenzauber zugrunde lag, sondern die exakten Künste der Alchimie. Einer fehlgeleiteten Alchimie – daran bestand kein Zweifel. In keinem der Traktate, die er während seines Medizinstudiums gelesen hatte, fand sich der Hinweis auf die Möglichkeit, menschliches Blut in Metall zu verwandeln. Während seiner Ausbildung hatte Mondino sich sogar eine Abschrift des *Liber Anaguemis* besorgt, die lateinische Übersetzung eines arabischen Manuskripts, das als Standardwerk über die dunkle Seite der Alchimie galt. Doch nicht einmal dort wurde etwas so Furchtbares erwähnt.

Mondinos Gedanken rasten. Wenn er die Formel finden und sie an einer Leiche anwenden könnte, würde sich ihm der gesamte Verlauf der Blutgefäße durch die Organe und Muskeln des menschlichen Körpers enthüllen wie eine detaillierte Landkarte. Dann würde ihm gelingen, was ihm mit dem Seziersmesser bislang nicht gelungen war. Und er könnte die ma-

gische Formel in die Abhandlung über Anatomie einfügen, an der er arbeitete, zum Wohl der Medizin und aller lebenden und zukünftigen Ärzte.

Allerdings wäre die Aussicht darauf, sich in eine so finstere, aber gleichzeitig auch faszinierende und bedeutsame Materie zu vertiefen, unwiderruflich dahin, wenn er Gerardo und die Leiche der Inquisition übergab.

Mondino sah wieder den Templer an, der sich immer noch nicht bewegt hatte und ihn jetzt aufmerksam musterte. Der Lehrer spürte ganz deutlich, dass er in dieser Nacht einem völlig anderen Menschen gegenüberstand: Gerardo war nicht mehr der zerstreute Student, wie er ihn bis zum vorigen Tag gekannt hatte.

»Was würdest du tun, wenn ich beschließen würde, dich nicht anzuzeigen?«, fragte ihn Mondino.

Der junge Mann lächelte leicht. Offensichtlich hatte er Mondinos Interesse an der Leiche und ihrem Geheimnis bemerkt und gedachte, dies zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen.

»Magister, helft mit, Angelos Leiche verschwinden zu lassen. Ich werde eine Messe für ihn lesen lassen und mich dann mit all meinen Kräften auf die Suche nach seinem Mörder machen«, sagte er so bestimmt, als hätte Mondino bereits die Entscheidung getroffen, sich auf seine Seite zu schlagen.

Und in einem gewissen Sinn, dachte der Arzt erstaunt, war dem genau so. Er sagte sich zwar weiterhin, dass es schändlich und gefährlich war, einen Mord zu decken, aber da Gerardo vorhatte, den Täter zu finden – koste es, was es wolle –, würde letzten Endes doch der Gerechtigkeit Genüge getan. Er dachte an die Gefahren, denen er sich aussetzen würde, für sein Amt als Magister des *Studiums*, das ihm so viele Opfer abverlangt hatte, und vielleicht auch für seine Familie, sollte er entdeckt werden. Doch jeder Einwand schmolz vor dem leidenschaftlichen Feuer jenes Traums wie Schnee in der Sonne dahin. Die

Vision von der Entdeckung der Formel hatte inzwischen von all seinen Gedanken Besitz ergriffen und ließ ihn nicht mehr los.

Mondino sah Gerardo eindringlich an, legte das Messer auf den Tisch und sagte wider besseres Wissen und unvorsichtigerweise: »Ich werde dir helfen.« Dass er diese überstürzten Worte später bereuen würde, ahnte er bereits beim Sprechen.

Bevor er noch etwas hinzufügen konnte, klopfte jemand laut an die Tür, und eine Stimme rief barsch: »Öffnet im Namen der Heiligen Inquisition!«

Gerardo sah Mondino erschrocken an; der junge Mann war wie gelähmt vor Aufregung und der bangen Frage, was der andere jetzt tun würde. Nun war der Augenblick gekommen, wo Mondino das eben gegebene Versprechen halten musste oder sich aus allen Schwierigkeiten befreien konnte.

Während er den Mann auf der gegenüberliegenden Seite des Eichentisches ansah, der den Raum beinahe in der Mitte teilte, fühlte sich Remigio Sensi in eine ferne Zeit zurückversetzt, in der er noch nicht aus Aragon nach Bologna zurückgekehrt und noch kein angesehener Bankier war.

Hugues de Narbonne hatte er in Tortosa kennen gelernt, anlässlich einer Begebenheit, an die er nur ungern zurückdachte.

Damals wie heute zählten die Tempelritter zu seinen besten Kunden. Sie brauchten oft Geld für ein neues Pferd oder ein Geschenk für ihre Geliebte, und konnten natürlich für diese Art Schulden keinen Kreditbrief zu Lasten ihres Ordens zeichnen.

Remigio berechnete ihnen einen ziemlich niedrigen Zinssatz, um sich nicht den Zorn des Erzbischofs von Tarragona zuzuziehen, denn im Grunde galt jeder zinspflichtige Kredit als Wucher. Da die Kirche jedoch wusste, dass sie die Tempelritter dringend brauchte, um Spaniens Süden von den Mau-

ren zu befreien, drückte sie bei den Geldverleihern immer ein Auge zu.

Dennoch hatte Hugues de Narbonne seine Dienste nie in Anspruch nehmen müssen. Er war damals Kommandant von Akkon gewesen, verantwortlich für die Templerflotte und alle Waren, die sie transportierte, und hatte selbst nach dem Fall der Stadt im Jahr 1291 wichtige Aufgaben innerhalb des Ordens behalten. Er hatte reichlich Geld, und auch an Geliebten mangelte es ihm nicht, obwohl er Armut und Keuschheit gelobt hatte. Und was das Gebot des Gehorsams anbetraf, vermutete Remigio, dass der Franzose nur sich selbst gehorchte.

An dem Tag, an dem Hugues de Narbonne ihn aufgesucht hatte, hatte er ihm bewiesen, dass er genau über ihn und seine Geschäfte Bescheid wusste, obwohl sie einander noch nie begegnet waren. Hugues hatte ohne Umstände gefordert, Remigio solle seine berufliche Diskretion verletzen, auf der seine Glaubwürdigkeit als Geldverleiher und -wechsler gründete, und ihm die Namen einiger seiner Kunden und die Höhe ihrer Schulden enthüllen. Selbstredend hatte Remigio sich geweigert, worauf der Ritter ohne zu zögern auf ihn losgegangen war und ihm die Lippe aufgeschlagen hatte. Danach hatte er dem Geldverleiher seelenruhig erklärt, dass er ihn noch diese, spätestens aber nächste Nacht von einem gedungenen Mörder töten lassen würde, wenn er sich weigerte zu reden. Daraufhin würde sein Büro von den Soldaten des Königs durchsucht, um seinen Tod aufzuklären und er, Hugues, fände dann schon einen Weg, den Soldaten bei ihrer Aufgabe zu helfen. So würde er also auf jeden Fall erfahren, was er wissen wollte, und es läge nur an ihm, Remigio, ob er sein Leben verlieren wolle.

Daraufhin hatte Remigio seine Verzeichnisse geholt und sie ihm gezeigt.

Hugues hatte die Informationen benutzt, um die unaufrichtigen Ritter zu überführen. Aufgrund der Beweise wur-

den sie schwerer Verbrechen für schuldig befunden und aus dem Orden ausgeschlossen, weil man sie für unwürdig befand, ihm weiter zu dienen. Man hatte sie dann zu vielen Jahren als Rudersklaven auf spanischen Galeeren verurteilt.

Vielleicht war dieses Urteil gerecht gewesen. Aber es konnte auch sein, dass Hugues sich einfach nur unbequemer Feinde hatte entledigen wollen. Natürlich erlebten Remigios Geschäfte aufgrund dieser Indiskretionen einen Niedergang, von dem er sich nicht mehr erholte. Der Geldverleiher entschloss sich daraufhin, in seine Heimat zurückzukehren und in Bologna eine Bank zu eröffnen.

Inzwischen zählten vor allem die Scholaren des *Studiiums* zu seinen Kunden; seine Beziehungen zu den Tempelrittern hatte er jedoch aufrechterhalten und weiterhin Geschäfte mit ihnen gemacht – selbst nachdem man den Orden öffentlich angeklagt hatte. Die Templer in Bologna, die sich der Verhaftung entzogen hatten, wandten sich an ihn, um Kredite zu erhalten oder um heimlich Land zu verkaufen, das die Kirche noch nicht beschlagnahmt hatte und empfahlen ihn auch Mitbrüdern in anderen Städten weiter.

An jenem Abend – die Klappe zur Straßenseite war schon seit einer Weile geschlossen – kam nach dem Nachtmahl einer der bewaffneten Diener, die der Bankier aus Sicherheitsgründen im Haus hatte, zu ihm und meldete, dass ein Reisender aus Tortosa ihn dringend zu sprechen wünsche. Remigio ging daraufhin ins Erdgeschoss – in der Annahme, dass er einen Temppler vorfinden würde. Als er aber sah, dass Hugues de Narbonne auf ihn wartete, wurde ihm schwindelig und er wäre beinahe bewusstlos zu Boden gesunken.

Der Franzose war so elegant gekleidet wie immer. Ein blaues Gewand, das ihm gerade bis über die Knie reichte, ein Tribut an die neue Mode, die die männlichen Gewänder immer kürzer werden ließ, bleigraue Beinlinge und schwarze Halb-

stiefel. Er war sichtlich gealtert, und seine Locken, die unter dem weich fallenden Barett hervorkamen, wirkten inzwischen eher weiß als blond. Trotz allem war er aber immer noch eine beeindruckende Erscheinung. Hochgewachsen, kräftig, mit kantigem Kopf und einem grausam wirkenden Mund. Seine bloßen Oberarme waren mit einem dichten blonden Flaum bedeckt, und die Hände erinnerten an die Pranken eines Löwen. Remigio entschloss spontan, dass er den Franzosen besser empfing und allein mit ihm sprach, als zu versuchen, ihn mit Gewalt aus dem Haus zu entfernen. Dennoch wies er seine beiden Diener leise an, hinter der Tür zu warten und sofort hereinzustürmen, wenn er sie rief.

Sobald sie allein in seinem Arbeitszimmer waren, ließ der Geldverleiher alle Förmlichkeiten außer Acht und sprach Hugues de Narbonne direkt an: »Was auch immer Euch hierhergeführt haben mag, Messere, ich werde nichts für Euch tun. Absolut nichts.«

Diesmal war er sicher, dass er das Heft in der Hand hielt, aber als der Franzose aufstand, die Hände auf den Tisch stützte und sich ihm zuwandte, fühlte Remigio, wie ihm der Atem stockte.

»Ich muss Euch wohl nicht erinnern, was das letzte Mal geschehen ist, als Ihr mir einen Gefallen verweigert habt«, sagte Hugues de Narbonne und starrte ihn mit seinen grauen Augen gefährlich an.

»Die Zeiten haben sich geändert«, erwiderte Remigio und bemühte sich krampfhaft, keine Angst zu zeigen. »Euer Orden steht unter Anklage, der Großmeister De Molay sitzt im Gefängnis und könnte auf dem Scheiterhaufen enden, und die Häsher der Inquisition suchen nach Euch. Ich müsste nur laut rufen, und sofort hättet Ihr alle Schergen der Stadt auf dem Hals.«

»Und warum tut Ihr es dann nicht?«, forderte ihn der Franzose heraus.

Remigio sah ihn nur stumm an.

»Ich werde Euch sagen, warum«, fuhr Hugues de Narbonne fort. »Selbst wenn der Orden der Tempelritter angeklagt wird, bleiben sie weiterhin Eure besten Kunden, und wenn sich das Gerücht verbreitete, Ihr hättet den Kommandanten von Akkon verraten und verhaften lassen, würdet Ihr sie alle verlieren. Außerdem könnte ich den Dominikanern, solltet Ihr mich an sie verkaufen, verraten, dass Ihr als Mittelsmann für viele Geschäfte von Tempelrittern fungiert, die sich der Verhaftung haben entziehen können, dass Ihr viele ihrer Verstecke kennt und dass Euer Haus für die Mitglieder des Ordens, die auf der Durchreise sind, eine feste Anlaufstation ist. Was meint Ihr wohl, wie sie reagieren würden?«

»So etwas würdet Ihr Euren Mitbrüdern niemals antun«, erwiderte Remigio, doch seine Stimme klang nicht sehr überzeugend.

Jetzt war der Franzose an der Reihe, ihn stumm anzusehen, und sein Blick besagte mehr als eine lange Rede. Hugues de Narbonne war bereit, jeden zu opfern, um seine Ziele zu erreichen.

Es klopfte an der Tür. Auf Remigios »Herein!« betrat Fiamma den Raum. Sie hatte gehört, dass trotz der späten Stunde noch ein Kunde gekommen war, und wollte den Bankier nun unterstützen, indem sie wie immer die Dokumente ausfertigte.

Sie war unauffällig gekleidet, wie es einer jungen Frau ihres Alters geziemte, mit Pantoffeln und einer schlichten Tunika aus leichtem Wollstoff, die ihre weiblichen Formen verhüllte. Allerdings hatte sie ihre Haare wohl schon zum Schlafengehen gelöst und offensichtlich keine Zeit gehabt, sie neu zu frisieren. So flossen ihre blonden Locken, nur von einem Haarreif gehalten, damit sie ihr nicht in die Stirn fielen, ungebündelt über ihre Schultern, ein Anblick, dem nur wenige Männer zu widerstehen vermocht hätten. Sie hielt ihr Gesicht seitlich ab-



gewandt, um dem Gast nur den unversehrten Teil davon zu zeigen. Remigio bemerkte genau den Blick, den Hugues de Narbonne auf sie warf.

»Ich benötige keine Hilfe, mein Kind«, sagte er darauf hastig. »Außerdem sind wir beinahe fertig.«

Fiamma wirkte überrascht. Ihre schwarzen Augen, die im Kontrast mit ihren blonden Haaren noch dunkler wirkten, wandten sich in einer Mischung aus Neugier und Misstrauen ihrem Gast zu. Remigio konnte die Erregung, die dieser unverhüllte Blick in Hugues de Narbonne ausgelöst hatte, beinahe körperlich spüren. In diesem Moment brach seine Abneigung gegen den Franzosen, die sich in den Jahren von dessen Abwesenheit gemildert hatte, erneut durch.

»Ich habe gesagt, du kannst dich zurückziehen«, fuhr Remigio Fiamma an.

»Wie Ihr wünscht«, erwiderte sie gefügig, doch ihre Körperhaltung und ihre Blicke strafte den Ton Lügen. Sie knickte kurz vor dem Besucher, wobei sie ihm einen Augenblick lang ihr Gesicht von vorn zeigte, und verließ den Raum. Die Tür zog sie lautlos hinter sich zu.

»Ihr wart Witwer, als ich Euch kennen lernte«, sagte Hugues nachdenklich, sobald sie wieder allein waren. »Selbst wenn Ihr sofort danach wieder geheiratet hättet, könnte das Kind höchstens sechs oder sieben Jahre alt sein, wenn sie Eure Tochter wäre. Und ihr Körper wirkt nicht wie der eines kleinen Mädchens.«

»Fiamma ist neunzehn Jahre alt und meine Adoptivtochter. Ich habe sie zunächst in meine Dienste genommen, als ich noch in Tortosa lebte, nachdem Ihr alles dafür getan habt, um mich zu ruinieren. Dann habe ich sie in mein Herz geschlossen und adoptiert. Aber ich wüsste nicht, was Euch dies angehe.«

Hugues de Narbonne nahm wieder auf einem der drei mit purpurfarbenen Seidenkissen bedeckten Stühle Platz und legte

die Hände auf die Oberschenkel. Sein Blick wirkte so kalt und berechnend, dass das Herz des Bankiers schneller zu schlagen begann. Doch wie gut die Informationsquellen auch sein mochten, die dem Franzosen zur Verfügung standen, über Fiamma konnte er nichts wissen. Niemand wusste etwas über sie, nicht einmal Remigios Beichtvater. Es war das bestgehütete Geheimnis seines Lebens.

»Wirklich schade, dass diese Narbe ihr Gesicht entstellt«, fuhr Hugues fort. »Aber ich glaube kaum, dass es Euch schwer fallen wird, einen Ehemann für sie zu finden. Ich kann mir vorstellen, dass viele junge Männer in Bologna gern mit einem angesehenen Bankier verwandt wären.«

Remigio begriff nicht, was für ein Spiel sein Gegenüber spielte. Jedes seiner Worte schien eine versteckte Drohung zu enthalten. Doch was konnte er tun? In seiner jetzigen Lage hatte Hugues keine Möglichkeit, ihm zu schaden, trotzdem fürchtete er ihn. Ein irrationales Gefühl, das möglicherweise auf der ehrfurchtgebietenden Erscheinung dieses Mannes gründete, der so hochgewachsen und stark war, obwohl er die fünfzig bereits überschritten hatte. Gegen seinen Willen musste Remigio zugeben, dass Hugues de Narbonne der geborene Anführer war. Er musste nur etwas sagen, und schon verspürte sein Gesprächspartner den dringenden Wunsch, seinen Befehlen zu gehorchen und für diese Willfährigkeit Anerkennung in seinen hellen Augen zu lesen. Nicht einmal das begrenzte schulmäßige Latein, das er benutzte, wenn jemand nicht seine Muttersprache beherrschte, schmälerte diesen Eindruck von Autorität. Man konnte sich sehr leicht vorstellen, wie ein Heer von Tempelrittern seinen Befehlen auf dem Schlachtfeld bis in den Tod folgte.

Vielleicht, sagte Remigio sich, sollte er sich doch anhören, was Hugues de Narbonne von ihm wollte.

»Sagt mir, was Euch hierhergeführt hat, Messer Hugues«,

sagte Remigio immer noch zitternd und ohne Selbstvertrauen.  
»Dann werde ich eine Entscheidung treffen.«

Als Mondino die Tür öffnete, sah er sich einem Dominikanermönch gegenüber, dem drei Häscher des Podestà folgten. Jeder von ihnen hielt eine Fackel in der Hand und stand damit in einer Lichtinsel auf der dunklen Straße. Als Mondino Uberto da Rimini erkannte, verwandelte sich seine Sorge beinahe in Angst. Der Inquisitor war bekannt für seine Erbarmungslosigkeit und die Zähigkeit, mit der er jeden verfolgte, der sich ihm in den Weg stellte. Seit er nach Bologna gekommen war, um dort den Prozess gegen die Tempelritter zu führen, hatten sich die Anklagen und Verurteilungen wegen Ketzerei vervielfacht. Bisher war Mondino ihm noch nicht persönlich begegnet, doch er hatte ihn mehrmals bei religiösen Feierlichkeiten aus der Ferne gesehen. Uberto da Rimini war ein schwächlicher Mann, einen ganzen Kopf kleiner als er, dünn und vollkommen kahl. Seine *complexio*, sein Temperament, war warm und trocken, soweit Mondino das beurteilen konnte. Sein Gegenüber beeindruckte durch eine brennende nervöse Energie, die von seinem ganzen, in das schwarzweiße Gewand der Dominikaner gehüllten Körper ausging, die sich aber vor allem in den schwarz funkelnden, eng stehenden Augen spiegelte.

»Friede mit Euch, Vater«, sagte Mondino. »Warum seid Ihr so spät noch unterwegs?«

»Diese Frage könnte ich ebenso gut Euch stellen«, erwiderte der Dominikaner. Er hielt beinahe drei Schritte Abstand zu ihm, ein Trick, den kleine Männer oft anwandten, um einem größeren Gegenüber in die Augen sehen zu können, ohne den Kopf in den Nacken legen zu müssen. »Wenn ein Mann nachts wach ist, anstatt zu schlafen, muss man befürchten, dass ihn unerlaubte Beweggründe dazu veranlassen und nicht das Bedürfnis, dem Willen Gottes zu entsprechen.«

Mondino wusste genau, dass es besser war, nicht auf diese Provokation zu reagieren, sondern stattdessen möglichst ausweichend auf die Fragen zu antworten in der Hoffnung, dass die Sbirren, wie die Häscher im Volksmund hießen, ihn in Ruhe ließen und der Inquisitor bald ging. Doch wieder einmal machte ihm sein impulsives Temperament einen Strich durch die Rechnung.

»In dieser Stadt sind es hauptsächlich die Geistlichen, die zu später Stunde Gottes Willen entsprechen«, sagte er.

Er sah dem Mönch an, dass er die studentische Verwendung dieser Redensart kannte. Gottes Wille war bekanntlich »Gehet hin und mehret Euch!«, und so hatte es sich unter den Scholaren verbreitet, auf diese Weise den Geschlechtsakt zu umschreiben. Mit dieser Aussage hatte der Arzt Uberto in eine Zwickmühle gebracht: Wenn dieser seine Worte bestätigte, würde er damit quasi zugeben, dass die Mönche nachts zu Dirnen gingen. Andererseits konnte er sich und seine Glaubensbrüder aber auch nicht Lügen strafen, die über sich sagten, dass sie die Nacht damit zubrachten, Gott so gut wie möglich zu dienen.

Mondino blieb jedoch nicht genug Zeit, um seine eigene Scharfsinnigkeit auszukosten. Uberto da Rimini sagte nur einen Satz: »Nehmt ihn fest.« Und bevor Mondino sich auch nur rühren konnte, standen bereits zwei Männer neben und einer hinter ihm.

»Was habt Ihr vor, Inquisitor?«, fragte Mondino ganz gelassen. »Ich bin kein Ketzer und habe kein Verbrechen begangen. Ich bin Mondino de' Liuzzi, Arzt des *Studiiums*.«

Der Abscheu auf dem Gesicht des Mönches zeigte sich nun noch unverhüllter. »Ich weiß genau, wer Ihr seid. Der Quacksalber, der die Medizin verdorben hat, indem er den Brauch einführte, unter offener Verletzung einer päpstlichen Bulle menschliche Körper zu zerteilen. Kein Wunder, dass Ihr so

unverschämt gegen jemanden seid, der das Wort Christi verbreitet.«

»Die Bulle *De sepulturis* verbietet nur, Leichen zu zerstückeln und zu kochen, aber nicht, sie zu Forschungszwecken zu sezieren«, erwiderte Mondino. »Sie wurde vor allem deshalb erlassen, weil der Handel mit falschen Reliquien und Heiligenknochen unterbunden werden sollte.«

Uberto würdigte ihn keiner Antwort. »Wir suchen einen schändlichen Mörder, der seine Wohnung in Brand gesetzt hat und dann über die Dächer geflohen ist. Möglicherweise hat er die Leiche des Mannes, den er getötet hat, mit sich genommen.«

»Und den sucht Ihr in meinem Haus?«

»Nachdem die Nachbarn den Brand gelöscht hatten, haben sie uns erzählt, es handele sich bei dem Mörder um einen Eurer Studenten. Eure Medizinschule ist nur eine Straße von dort entfernt, es wäre also logisch, dass er bei Euch Unterschlupf suchte.«

»Aber es ist nicht logisch anzunehmen, dass ich einem Mörder Zuflucht gewährt hätte«, zischte Mondino durch zusammengebissene Zähne. »Hier ist niemand.«

Jetzt war es heraus. Er hatte gelogen. Als er die Tür geöffnet hatte, war er noch nicht sicher gewesen, ob er dieses Risiko wirklich eingehen wollte, obwohl er es Gerardo versprochen hatte und obwohl er sich so sehr für diese Leiche mit dem eisernen Herzen interessierte. Doch der Hochmut des Inquisitors und die instinktive Abneigung, die er ihm einflößte, hatten ihr Übriges getan, und nun konnte Mondino nicht mehr zurück, selbst wenn er es gewollt hätte: Diese Lüge war unverzeihlich. Ab jetzt bedeutete Gerardo zu retten, sich selbst zu retten.

»Dürfen wir das überprüfen?«

»Nein. Mein Wort muss Euch genügen.«

Uberto da Rimini gab den Häschern einen Wink, woraufhin sie Mondino an den Armen packten. Er versuchte, sich mit einem Ruck zu befreien, doch der Mann hinter ihm umklammerte seine Taille. Mondino hörte, wie etwas in Scherben ging. Eine der Öllampen musste zu Boden gefallen sein.

»Lasst mich sofort los!«

»Wir wollen nur eintreten und selbst nachsehen. Wenn Ihr nichts vor uns verbergt, habt Ihr nichts zu befürchten.«

»Hier in der Nähe wohnen viele meiner Studenten«, sagte Mondino mit kaum verhohlener Wut. »Ich habe zahlreiche von ihnen gesehen, die vor kurzem geholfen haben, den Brand zu löschen. Wollt Ihr wirklich, dass ich sie zu Hilfe rufe?«

Die Wachen lockerten kaum merklich ihren Griff. Sie wussten genau, dass die Studenten freudig jede Gelegenheit nutzten, um Unruhe zu verbreiten, besonders wenn einer von ihnen oder einer ihrer Lehrer bedroht wurde. Das wusste natürlich auch Uberto da Rimini. Er warf Mondino einen so schneidenden Blick zu, dass dieser all seine Selbstachtung aufbieten musste, um die Augen nicht zu senken, und sagte leise: »Lasst ihn los.«

Die Häscher wichen einen Schritt zurück, wobei die Kurzschwerter an ihren Gürteln leise klirrten. Ihre Gesichter verrieten keinerlei Gefühlsregung, so dass Mondino den Eindruck gewann, sie würden ohne zu zögern jedem Befehl des Inquisitors gehorchen, obwohl sie der Stadt und nicht der Kirche unterstanden. Außerdem konnte er sich ausmalen, dass es ziemlich unangenehme Folgen haben könnte, wenn man einem Befehl Uberto da Riminis nicht nachkam.

»Wir werden diesen Mann bald fassen und ihn dazu bringen, alles zu gestehen«, sagte der Dominikaner und sah dem Arzt mit eindringlichem Blick in die Augen. »Ich hoffe für Euch, dass Ihr die Wahrheit gesagt habt.«

Dann wandte er sich so ruckartig um, dass sein schwarzer

Mantel und die gedrehte Leinenkordel, mit der seine weiße Kutte zusammengehalten wurde, herumschwangen, und entfernte sich in Richtung der Kirche Sant'Antonino. Die Wachen folgten ihm wortlos.

Obwohl er ihnen am liebsten eine beißende Bemerkung nachgerufen hätte, neigte Mondino nur den Kopf und sagte: »Friede mit Euch, Vater.«

Sobald er hörte, dass die Tür geschlossen wurde, stieg Gerardo aus der Truhe, in der er sich auf Befehl des Arztes auf die Leiche seines Freundes hatte legen müssen.

»Mir ist beinahe das Herz stehen geblieben«, sagte er und holte tief Luft.

»Genau wie mir«, erwiderte Mondino. »Obwohl ich draußen an der frischen Luft war.«

Schweigen machte sich breit. Während seiner Flucht über die Dächer war Gerardo keine Zeit zum Überlegen geblieben. In der Truhe hatte er mit klopfendem Herzen die Ohren gespitzt, bereit, eine Verzweiflungstat zu begehen, sollte der Inquisitor hereinkommen und den Raum durchsuchen oder Mondino ihn verraten. Doch nun, wo die Gefahr vorüber war, erinnerte sich sein Körper mehr als sein Kopf an das Gefühl von Angelos kalter Haut, diesen engen, direkten Kontakt mit dem Tod. Gerardo erschauerte so heftig, dass er sich auf den Boden setzen musste. Schließlich strömten Tränen aus seinen Augen.

Mitleidslos holte ihn Mondino brüsk in die Gegenwart zurück.

»Die Totengräber, auf die ich warte, müssen gleich hier sein«, sagte er. »Vermutlich haben sie sich vor den Leuten versteckt, die das Feuer gelöscht haben, und vor dem Inquisitor, aber sobald auf der Straße Ruhe eingekehrt ist, werden sie hier klopfen.«

»Ihr erwartet Totengräber?«, fragte Gerardo und wischte sich die Tränen mit dem Handrücken ab. »Um diese Zeit?«

Obwohl der Arzt gerade riskiert hatte, verhaftet und schwer bestraft zu werden, wenn die Häscher den Gesuchten bei ihm gefunden hätten, wirkte er nicht verängstigt. Gerardo betrachtete ihn genauer – und vielleicht weil sie nun nicht mehr Lehrer und Schüler waren, war es für ihn, als sähe er Mondino zum ersten Mal: einen Mann um die vierzig, der aber jünger wirkte. Groß und schlank, mit grünen, durchdringenden Augen unter der hohen Stirn. Wenn er den gestählten Körper unter dem schwarzen, knöchellangen Gewand näher besah, hatte er wohl gut daran getan, dass er erst gar nicht versucht hatte, ihn zu entwaffnen. Trotz seiner Ausbildung und ihres Altersunterschiedes hätte eine tätliche Auseinandersetzung mit dem Arzt einen unerwarteten Ausgang nehmen können.

Während beide Angelos Leiche aus der Truhe holten und ihn wieder auf den Marmortisch legten, erklärte Mondino seinem Schüler, dass er auf die Leiche einer an diesem Tag hingerichteten Frau wartete, an der er eine Sektion vornehmen würde.

»Ich habe die Frage mit dem Magistrat geklärt, also ist alles nach dem Gesetz«, sagte er, öffnete wieder den Brustkorb des Toten und sah sich das Herz aus Eisen an, als wäre es faszinierend und nicht eine solche Abscheulichkeit. »Aber ich muss es trotzdem im Verborgenen tun, weil die Kirche gegen den Fortschritt der Wissenschaft ist und keine Gelegenheit versäumt, sich einzumischen.« Er sah Gerardo an, als wäre dieser direkt für das Verhalten der Kirche ihm gegenüber verantwortlich. »Solange die Priester sich in alles einmischen, anstatt sich nur darum zu kümmern, die Seelen ihrer Schäfchen zu retten, werden wir keinen Fortschritt erleben.«

Es war ein offenes Geheimnis, dass Mondino politisch auf der Seite der Lambertazzi stand, also ein Ghibelline war, der



die Herrschaft des Kaisers befürwortete und gegen die des Papstes war. Seine Ansichten hatten ihm sogar Jahre der Verbannung eingetragen, und er hatte Bologna nur nach Zahlung einer empfindlich hohen Geldstrafe wieder betreten dürfen. Gerardo als Mönch war natürlich anderer Meinung und unterstützte die Geremei, aber dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um Einwände zu erheben.

Er schwieg, während Mondino ein Messer nahm und die Stellen einzuschneiden begann, an denen das Fleisch dem Metall Platz gemacht hatte. Der Tempelritter beobachtete ihn bei seiner Tätigkeit und konnte seine Bewunderung für seinen Lehrmeister nicht unterdrücken. Mondino arbeitete konzentriert und genau. Seine Bewegungen wirkten nie überstürzt, obwohl er diese Abscheulichkeit aus Fleisch und Eisen in kürzester Zeit aus Angelos Brust entfernte. Er übergab sie ihm, damit er sie in der Truhe versteckte. Als er das, was einmal das Herz seines Freundes gewesen war, in der Hand hielt, konnte Gerardo nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken, aber er beherrschte sich und folgte widerspruchslos dem Befehl.

»Sag mir, was du jetzt vorhast«, sagte Mondino ohne ihn anzusehen.

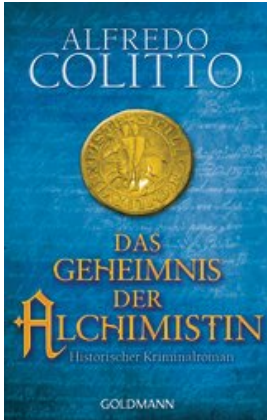
Er hatte Angelos Brustkorb wieder geschlossen und wirkte jetzt gelassener.

»Wie meint Ihr das, Meister?«

»Wir wollen doch herausfinden, wer deinen Freund getötet hat, oder?«, erwiderte Mondino ungeduldig. »Dafür müssen wir uns einen Plan ausdenken.«

»Also wollt Ihr mir dabei auch helfen?«

Gerardo konnte den Unmut in seiner Stimme nicht verbergen. Er war natürlich froh, dass der Arzt ihn dabei unterstützen wollte, die Leiche verschwinden zu lassen, aber er schätzte es gar nicht, dass ihn jemand bei der Suche nach dem Täter behinderte.



Alfredo Colitto

### **Das Geheimnis der Alchimistin**

Historischer Kriminalroman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47861-3

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2012

Das Herz des Toten wurde in Eisen verwandelt – musste er sterben, weil er Templer war?

Als Mondino de' Liuzzi, Anatom an der Universität von Bologna, eines Abends seinen Studien nachgehen möchte, steht plötzlich einer seiner Schüler mit einem grausam zugerichteten Männerleichen vor seiner Tür. Offensichtlich wurde das Herz des Opfers zu Eisen verwandelt. Der Student bittet Mondino um Hilfe und offenbart sich ihm: Sein Name ist Gerardo da Castelbretonne, er ist Templer und versteckt sich in Bologna vor den Schergen des Inquisitors. Gemeinsam mit Gerardo versucht Mondino das Rätsel um das eiserne Herz zu lösen.